

Ordnung und Umbruch in der Wissenschaft der Kunstgeschichte: Der Einfluss des Digitalen

Hubertus Kohle

Das Digitale hat seinen Einzug längst auch in die Kunstgeschichte gehalten. Insbesondere jüngere Kunsthistoriker/innen und vor allem die Studierenden des Faches nutzen inzwischen wie selbstverständlich das Internet, schreiben Emails, recherchieren eventuell sogar in Datenbanken. Nicht dass diese Tatsache bei manchen Kollegen nicht auch Skepsis hervorruft. So wird immer wieder moniert, dass etwa das Internet wahllos als Informationsmedium genutzt wird – mit zuweilen erschreckenden Resultaten. An der weiter steigenden Bedeutung des Mediums wird aber auch dieses Monitum wenig ändern. Es ist sogar abzusehen, dass eben dieses Internet in Zukunft zur führenden Informationsquelle werden wird – ja vielleicht tendenziell zur einzigen. Umfangreiche Digitalisierungsprojekte der großen Bibliotheken bilden die historische Buchwelt mehr und mehr im weltweit zugreifbaren WWW ab, viele Zeitschriften sind als Volltexte in solche lobenswerte Großprojekte wie jstor aufgenommen,¹ und auch der Primärpublikationsmarkt dürfte trotz aller Widerstände verstärkt in das neue Medium einwandern. Konsequenz: Nicht um dessen Ablehnung kann es gehen, sondern einzig und allein darum, in der Lehre auf eine sinnvolle Verwendung hinzuwirken.

Die Auswirkungen dürften aber auf Dauer noch sehr viel weiter reichen und das Fach – wie alle anderen auch – in seinen Grundfesten umstrukturieren. Ich sehe hier insbesondere drei Bereiche: Erstens die Lehre, zweitens die wissenschaftliche Kommunikation und drittens die Werkanalytik. Es lohnt also, sich diese Umstrukturierungen einmal etwas genauer anzusehen – in aller hier gebotenen Kürze.

Um nicht in Spekulationen zu verfallen, die in den gängigen medientheoretischen Überlegungen vorwiegen, versuche ich im Folgenden, den Ausgang soweit wie möglich von eigenen elektronisch gestützten Projekten zu nehmen. Ganz ohne futurologisch orientierte Gedankengänge wird es trotzdem nicht abgehen, genau genommen werden sie auch hier überwiegen. Aber immerhin schließen sie möglichst konkret an schon Realisiertes an.

1. Lehre

Die anstehenden oder schon verwirklichten Reformen im euphemistisch so genannten Bologna-Prozess, also

die Umstellung der gewohnten Studiengänge auf den Bachelor und Master, wird absehbar die universitäre Lehre auf eine bislang kaum vorstellbare Weise umpflügen. Inhaltlich führen sie zu einer Standardisierung, personell zu einer äußersten Anspannung der Kapazitäten, und räumlich zur Notwendigkeit, in umfangreichem Maßstab neu zu bauen, anzumieten oder aber auf ungewöhnliche Zeiten auszuweichen: auf den frühen Morgen, den späten Abend, das Wochenende, in die Semesterferien. Das Internet böte hier die Möglichkeit, manche dieser Aspekte bis in die letzte Konsequenz zu forcieren. So wäre etwa das Raumproblem dadurch zu mildern, dass der Ort der Lehre dezentralisiert und ganz an den Wohnort des Studierenden verlegt wird.

„Distance learning“ heißt das mit einem inzwischen vielfältig diskutierten Begriff. Umstritten ist das Prinzip vor allem deswegen, weil es die gängige „face to face“-Lehre abschafft und durch eine „asynchrone“ und nicht am gleichen Ort vollzogene, elektronisch bewerkstelligte Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden beziehungsweise zwischen diesen Studierenden selber ersetzt. Bevor diese Möglichkeit als Negierung einer bewährten und humanen Lehrpraxis verteufelt wird, sollte man erst einmal inne halten und überlegen, welche Perspektiven sich dadurch ergeben könnten.

Auch die kühnsten Vertreter einer digital gestützten Lehre bestehen nicht darauf, dass auf Dauer die Präsenzlehre vollständig durch Internet-Kommunikation ersetzt wird. Nicht zufällig ist daher in letzter Zeit verstärkt die Rede von einem – mal wieder mit einem englischen Fachausdruck belegten – „blended learning“, also der Kombination von Präsenz- und elektronisch vermittelter Lehre. Und immerhin wird man zugeben können, dass insbesondere im Bereich der Vermittlung von Grundlagenwissen das Internet sogar gewisse Vorteile bieten kann. Speziell dort, wo es in erster Linie um reines Faktenwissen geht. Die Stoffvermittlung kann individuell von den einzelnen Studierenden angepasst werden, sie werden angehalten und in die Lage versetzt, eigenständig ergänzende Informationen heranzuziehen, und der Stoff kann medial professioneller aufbereitet werden, vor allem mit Blick auf die Kombination von Text-, Bild- und Tonmedien. Die von Ulrich Fürst und Christian Gries am Institut für Kunstgeschichte der Mün-

chener Universität realisierte „Einführung in die Architektur der Renaissance und des Barock“ liefert eine inzwischen vielfach genutzte Hinführung zu Phänomenologie und Terminologie der klassischen neuzeitlichen Architektur,² Hubertus Günther hat im übrigen eigene, stärker spezialisierte Projekte in diesem Feld realisiert. Die im Elektronischen mögliche (Re)Konstruktion von dreidimensionalen Räumen könnte gerade im Bereich der Architekturvisualisierung bislang ungeahnte Perspektiven eröffnen.

Das genannte Projekt ist für das Selbststudium geeignet, andere, wie die von Frank Büttner und mir entworfene „Deutsche und französische Malerei von 1780 bis 1880 im Vergleich“ können gewinnbringend nur in einem Seminarekontext realisiert werden,³ da hier Lösungen geliefert werden müssen, die der Seminarleiter zu bewerten hat. Aber auch in solchen Fällen kann eines mit Sicherheit und auf eigene Erfahrung gestützt behauptet werden: Studierende nehmen solche Angebote mit großer Bereitschaft, wenn nicht Begeisterung auf. Und auch die Gefahr der Vereinzelung und Vereinsamung besteht nur theoretisch: Die innerhalb des „Seminars“ gebildeten Arbeitsgruppen, die den teilweise umfangreichen Lehrstoff durcharbeiten müssen, treffen sich aller Erfahrung nach immer wieder in der „realen Welt“, um die mühsame Email- durch gesprochene Kommunikation zu ergänzen.

Um hier keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Auch weiterhin dürfte eine tiefergehende Lehre nur dann zu verwirklichen sein, wenn direkte Formen der Kommunikation beibehalten werden, da das Hin und Her von Frage, Antwort und Nachfrage wohl kaum sinnvoll in Absenz zu garantieren ist. Vor allem natürlich dort, wo die Ebene des Faktographischen verlassen und auf eine Ebene der Deutung und Einordnung übergegangen wird. Grundsätzlich sollte aber die innovative Form des „distance learning“ nicht mit einem Idealzustand traditioneller Lehre verglichen werden, der so gut wie nirgendwo realistisch ist, schon einmal gar nicht unter den Bedingungen der neuen Studiengänge: Der Dozent konnte in einem Proseminar mit 60 Teilnehmern noch nie das erreichen, was Sokrates mit seinen Schülern in einem idealen Athen offenbar geschafft hat. Und auch der Befürchtung, solche Formen der Lehre würden zu massivem Abbau von Dozentenstellen an der Universität führen, kann entgegen getreten werden. Sinnvoll ist die elektronisch gestützte Lehre aus den genannten Gründen nur als Ergänzung denkbar, nicht als Ersatz.

2. Wissenschaftliche Kommunikation

Neben der Schnelligkeit wird gewöhnlich der Kostenfaktor als Vorteil der online-Publikation angesehen. Auch wenn hier tatsächlich Unterschiede bestehen, die für das digitale Medium sprechen; eine vernünftige redaktio-

nelle Bearbeitung ist hier ebenfalls notwendig, und man sollte auch nicht übersehen, dass solche Veröffentlichungen meistens über Finanzierungen des öffentlichen Dienstes quersubventioniert werden. Viel wichtiger scheint mir etwas anderes: Das, was man im wissenschaftspolitischen Jargon heute „Visibilität“ nennt. Online-Publikationen sind viel leichter und international in einem Maße zugreifbar, das im traditionellen Medium selbst bei ausgeklügeltsten Distributionsstrategien nicht zu erreichen ist. Es ist belegt, dass online publizierte Aufsätze deutlich häufiger zitiert werden als gedruckte, und wenn man bedenkt, dass die Verlegung ins neue Medium weiter gehen wird, so dürfte sich die beschriebene Tendenz noch entschieden verstärken.⁴ Im Hintergrund steht letztlich eine Frage der generellen Wahrnehmbarkeit von Wissenschaft, und damit auch ihre Existenzfähigkeit. Als die Firma google vor einigen Jahren begann, riesige Bibliotheksbestände zu digitalisieren und im Internet zur Verfügung zu stellen, stand übrigens eine ähnliche Problematik am Horizont, auf die Jean Noël Jeaneney, der Direktor der Pariser Nationalbibliothek hinwies.⁵ Dringlich forderte er die Europäer dazu auf, auf der Basis ihrer eigenen kulturellen Überlieferung ähnliche Initiativen wie google zu ergreifen, weil ansonsten das Internet noch weitergehender amerikanisch bestimmt sein würde, als das jetzt schon der Fall ist.

Das wissenschaftliche Publikationswesen befindet sich im Umbruch. Waren elektronische Zeitschriften noch vor 10 Jahren ein echtes Rarum, so werden heute tausende von ihnen im Internet publiziert. Für den kunsthistorischen Bereich verweise ich etwa auf die amerikanische Zeitschrift „Nineteenth Century Art Worldwide“ und auf die in München, Köln und Mainz produzierte, im übrigen aber von Dutzenden von verteilten Redakteuren in Deutschland und im deutschsprachigen Ausland betreute Rezensionszeitschrift „sehpunkte“, die der Geschichte wie der Kunstgeschichte gewidmet ist. Mit ihr ist es gelungen, den zeitlichen Abstand zwischen Publikation des Buches und derjenigen der dazu gehörigen Rezension auf durchschnittlich ein Jahr zu reduzieren.⁶ Obwohl Schnelligkeit gerade in den Geisteswissenschaften nicht alles ist: Wenn in den gedruckten Zeitschriften Rezensionen zuweilen erst zu einem Zeitpunkt erscheinen, an dem das besprochene Buch schon gar nicht mehr lieferbar ist, so dürfte das wohl kaum als erstrebenswert anzusehen sein.

Internet-Publikationen leiden momentan noch unter dem massiven Widerstand der Verlage, die hier ihre Felle wegschwimmen sehen. Man könnte hierauf nonchalent antworten, dass technologische Innovationen immer schon für das Verschwinden ganzer Produktionsbereiche gesorgt haben. Aber so schlimm dürfte es nicht kommen. Viel mehr spricht dafür, dass die Verlage sich auf die neuen Publikationsformen einstellen müssen, ja,

dass sie auf diesem Wege vielleicht wieder stärker auf das verwiesen werden, was ihre eigentliche Zuständigkeit ist, nämlich die Herstellung eines guten wissenschaftlichen Produktes. Wie gesagt, redaktionelle Tätigkeiten fallen auch unter den neuen Bedingungen nicht weg, und der Druck eines Buches gehört nicht eigentlich zur klassischen Aufgabe eines Verlages, sondern ist eine Angelegenheit der Druckerei. Abgesehen davon spricht vieles dafür, dass die Zukunft eben weder schwarz noch weiß, sondern eher mit Grauwerten versehen sein wird: Das Schlagwort heißt hier Hybridpublikation, also die standardmäßige Veröffentlichung im Internet plus wahlweiser Lieferung als Buch. Hier haben zuletzt Untersuchungen ergeben, dass die Präsenz eines Textes im Internet paradoxer- wie erfreulicherweise sogar den Verkauf der gedruckten Version befördert hat!⁷

Eine Umstellung vom analogen auf das digitale Publikationswesen ist aber nicht nur eine Frage der Technik. So wie das Medium immer am Gedanken mitarbeitet, wird es auch hier zu Verschiebungen kommen, die man nicht einfach unterschlagen sollte. Einerseits wird das selektive Lesen gefördert, da nunmehr sehr gezielt nach bestimmten Schlüsselwörtern gesucht werden kann. Ob das eine positive Entwicklung ist, mag man bezweifeln. Aber sie wird anstehen und den einzelnen Leser verstärkt in die Verantwortung setzen, sinnvoll mit den Möglichkeiten umzugehen – also erneut ein Zwang zur Umstellung der Pädagogik. Andererseits aber werden „Mehrwerte“ von Publikationen realisiert werden können, die etwa auf der maschinellen Auswertung von Wortfrequenzen und deren Stellung im Text beruhen. Das sind Perspektiven, die unter den bisherigen Bedingungen noch kaum vorstellbar scheinen. Aber um noch einmal vor dem Eindruck zu warnen, dass hier etwas bislang nie Dagewesenes passiert: Auch die inzwischen schon etwas ältere Einführung von Buchregistern hat ein Leseverhalten provoziert, das sich im Grundsatz von dem im Digitalen möglichen nicht unterscheidet. Proteste hat auch diese verursacht. Aber wer möchte heutzutage auf ein Register verzichten?

Bislang sind online-Veröffentlichungen meist nichts anderes als geklonte Druckpublikationen. Es zeichnet sich aber jetzt schon ab, dass die spezifischen Eigenschaften des Digitalen hier über kurz oder lang für Veränderungen sorgen werden. Automatische Anreicherungen mit anderen im Netz vorhandenen Inhalten werden dazu beitragen, die „Versäulung“ von Wissenschaft abzumildern. Im einfachsten, aufgrund der Mehrdeutigkeit von Sprache aber ganz und gar nicht trivialen Fall etwa hieße das, dass verwendete Begriffe und Namen mit Definitionen und Erläuterungen in Lexika oder anderen Publikationen verschaltet und dass genannte Kunstwerke automatisch mit den zugehörigen Abbildungen versehen werden – natürlich nur dann, wenn diese Inhalte ebenfalls im Internet

vorhanden sind. Der zweifelhaften, aber wohl kaum wieder zurückzudrängenden Evaluierungswut dürfte die universelle Quantifizierbarkeit entgegen kommen. Wie oft ein Aufsatz angeklickt wurde, lässt sich dann genau bestimmen, und sogar, wie international die Leserschaft gewesen ist. Auch hier sind die Bewahrer des Vergangenen übrigens schnell bei der Hand und weisen überlegen lächelnd darauf hin, dass das Anklicken ja noch nicht mit der Lektüre identisch ist. Gegenfrage: Ist das Ausleihen bei der Bibliothek eine Garantie dafür?

Der weniger einfache Fall sei hier mit dem Begriff des kooperativen Schreibens angesprochen, der in den medienwissenschaftlichen Diskussionen überaus präsent ist. Momentan werden umfangreiche und ausgeklügelte Softwareprodukte entwickelt, die es weit voneinander entfernt agierenden Wissenschaftlern ermöglichen sollen, gemeinsam an einem Text zu schreiben. Cursorisch erwähnt sei zudem das sogenannte „living document“, eine Veröffentlichung, die in immer wieder erneuerter und veränderter Fassung erscheint.⁸

3. Werkanalytik

Der Computer ist als Formanalytiker entschieden begabter denn als Semantiker. Ins Kunsthistorische übersetzt: Erfolgreich ist versucht worden, die Wölfflinschen Stil Kategorien ins Digitale zu übertragen, den Rechner also etwa zwischen linearen und malerischen Kunstwerken unterscheiden zu lassen.⁹ Entschieden schwieriger, manche Informatiker würden wohl behaupten: unmöglich ist es, den Computer auch nur einfachste Sinndimensionen recherchieren zu lassen. Ein Messer – zum Beispiel als Attribut des heiligen Bartholomäus – kann das Gehirn ohne großen Aufwand identifizieren. Der Rechner nicht. Wie unterschiedlich können Messer aussehen! Wie stark werden sie in der perspektivischen Projektion verzerrt! Der Computer agiert eben anders als das menschliche Denken!

Auch wenn bislang die meisten einschlägigen Projekte semantisch orientiert sind, wobei diese Dimension über Metadaten von ausgebildeten Fachleuten hinzugefügt werden, steht doch zu erwarten, dass im Bereich der direkten Bildadressierung die spannenderen Projekte in Angriff genommen werden dürften.¹⁰ Es ist hier wie beim Publikationswesen im Internet: Das bislang Vorhandene setzt eher das fort, was in der analogen Welt auch schon möglich war, wenn auch schneller, kostengünstiger, besser sichtbar und besser sortierbar. Die eigentliche Logik des Mediums aber wird hier nicht oder nur hilfsweise eingesetzt. Denn diese Logik besagt, dass nunmehr Bilder bis auf die unterste Ebene der diese Bilder ausmachenden „Picture elements“ (Pixel) adressiert werden können. Um hier ein Beispiel zu geben, das über den Wölfflin-Kalkül hinausgeht. Mein Kölner Kollege Andreas Thielemann hatte einmal die ebenso großarti-

ge wie verrückte Idee, den Korpus der DDR-Malerei auf die Präsenz der Farbe Rot hin zu untersuchen. Seine Vermutung nämlich war, dass diese statistisch unterrepräsentiert war, um damit gleichsam auf die offizielle Bedeutung der Farbe Rot im ideologischen Diskurs des realen Sozialismus subversiv zu reagieren. Zugegeben: Erst einmal muss der Corpus elektronisch codiert vorliegen. Und wie kann man schon die über- beziehungsweise unterdurchschnittliche Präsenz einer Farbe bestimmen? Welches nämlich wäre die durchschnittliche? Aber immerhin: Schon einer der Urväter einer digitalen Kunstgeschichte, der Londoner Kunsthistoriker William Vaughan, hat einmal die Vermutung geäußert, der Computer könnte die Kunstgeschichte zu Fragestellungen zurückführen, die im Rahmen einer neueren, kontextbezogenen Methodik eher zurückgedrängt worden sind, und nicht umsonst nannte er sein eigenes System, mit dem er Ähnlichkeitsverhältnisse von Bildern beziehungsweise deren Digitalisaten untersuchen wollte, Morelli.¹¹ Vielleicht kann man Vaughans Vermutung sogar radikaliseren und sich vorstellen, dass der Computer Antworten auf Fragen gibt, die der Mensch gar nicht stellt! Dass er mit seiner Fähigkeit, jedes einzelne Pixel einer digitalen Reproduktion zu adressieren, auf Strukturen in Bildern kommt, nach denen der Wissenschaftler gar nicht gesucht hat!

Wer Letzteres für zu spekulativ hält, darf aber gerne auch fortfahren, den Rechner als Metadatenmaschine zu nutzen. Vielleicht könnte man sich dann immerhin einmal überlegen, es auf originellere Weise zu tun, als das bislang der Fall ist. Die Tatsache, dass in dem Bereich so viele Projekte scheitern, hängt mit dem hohen personellen Aufwand zusammen, der zu leisten ist, wenn eine Person ein Werk mit allen möglichen Metadaten zu versehen hat. Für eine flache, etwa im Lehralltag aber durchaus brauchbare Erschließung könnte man sich ja

einmal Anregungen außerhalb des Faches holen, wie sie etwa in einem im Internet gespeicherten Vortrag des amerikanischen Informatikers Luis von Ahn geliefert werden.¹² Das Primzip ist die etwas hochtrabend so genannte „kollektive Intelligenz“ des Netzes. Es ist bei von Ahn spielerisch organisiert und man versucht mit ihm, zwei untereinander anonym bleibende Teilnehmer im Netz dazu zu bringen, relevante Begriffe für ganze Bilder oder – fast noch wichtiger – vordefinierte Bildausschnitte zu formulieren. Der Clou: Die beiden Teilnehmer müssen denselben Begriff finden. Je schneller das gelingt, desto größer ist die Gewinnchance, wobei der Gewinn durchaus auch darin bestehen kann, in der Bestenliste weit oben zu firmieren. Warum sollte man so etwas nicht einmal für eine ikonographische Erschließung ausnutzen? Der Einwand, dass die Qualität der Begriffe zu wünschen übrig ließe, zieht nicht, da die Chance steigt, einen Treffer zu erzielen, wenn beide den gleichen Begriff finden, und das geht nur, wenn es ein passender ist. Glaubt man dem Vortragenden, so unterscheidet sich die Qualität nicht von derjenigen, die durch Fachleute erzielt wird. Und der unschätzbare Vorteil: Man kann eine große Zahl von Mitspielern einbinden, deren Ergebnisse dann in einer recherchierbaren Datenbank abgelegt werden. Und nach den von dem Vortragenden übermittelten Informationen nehmen weltweit an solchen Spielen tausende, wenn nicht zehntausende von Mitspielern teil, die die Ergebnismenge sehr schnell in schwindelnde Höhen treiben.

Die digitale Kunstgeschichte wird eine in Teilen andere Kunstgeschichte sein als die bislang bekannte. Die seit dem frühen 20. Jahrhundert mit der doppelten Diaprojektion betriebene Kunstgeschichte war auch schon eine andere als die davor geläufige. Dass letzteres der Fall ist, regt niemanden mehr auf. Warum sollte uns ersteres beunruhigen?

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. www.jstor.org/ (zuletzt geprüft am 3.4.2008)
- 2 Vgl. www.kunstgeschichte.lmu.de/projekte/sds_arch.html (zuletzt geprüft am 3.4.2008)
- 3 Vgl. www.kunstgeschichte.lmu.de/sds_malerei/dt_frz_malerei/index.html (zuletzt geprüft am 3.4.2008)
- 4 Vgl. Steve LAWRENCE: Free online availability substantially increases a paper's impact, in: *Nature* 411, Nr. 521 (Mai 2001).
- 5 Vgl. Jean Noël JEANNENEY: Googles Herausforderung. Für eine europäische Bibliothek, Berlin 2006.
- 6 Vgl. www.19thc-artworldwide.org und www.sehepunkte.de (zuletzt geprüft am 3.4.2008)
- 7 Vgl. http://www.vdb-online.org/landesverbaende/sst/berichte/2006-11_lv-sst_fortbildung-leipzig.pdf (zuletzt geprüft am 3.4.2008) – Zugegeben: Die bislang üblichen Verkaufspreise sind dann nicht mehr möglich. Aber ist das, vom Standpunkt der Wissenschaft und von demjenigen der gebeutelten öffentlichen Bibliotheken her gesehen, ein Nachteil?
- 8 Vgl. Michael NENTWICH: *Cyberscience. Research in the Age of the Internet*, Wien 2003.

- 9 Wolfgang ERNST / Stefan HEIDENREICH: Digitale Bildarchivierung. Der Wölfflin-Kalkül, in: Sigrid Schade / Georg Christoph Tholen (Hg.): *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, München 1999, S. 306-320. Vgl. auch die Aufsätze in Wolfgang ERNST / Stefan HEIDENREICH (Hg.): *Suchbilder. Visuelle Kultur zwischen Algorithmen und Archiven*, mit einer Bildstrecke von Christoph Keller und Julian Rosefeldt, Berlin 2003.
- 10 Vgl. Claus PIAS: Überlegungen zum „Wissen“ von Bildern (Vortrag gehalten auf dem 30. Internationalen Kunsthistorikertag, London 2000: <http://www.unites.uqam.ca/AHWA/Meetings/2000.CIHA/Pias.html>) (zuletzt geprüft am 3.4.2008)
- 11 Vgl. William VAUGHAN: Computergestützte Bildrecherche und Bildanalyse, in: Hubertus Kohle (Hg.): *Kunstgeschichte digital. Eine Einführung für Praktiker und Studierende*, Berlin 1997, S. 97-106.
- 12 Vgl. <http://video.google.com/videoplay?docid=-8246463980976635143> (zuletzt geprüft am 3.4.2008) – Ich danke meinem Informatiker-Kollegen François Bry für den Hinweis auf diesen Vortrag, der im übrigen selber schon ein Beispiel für ganz neue Formen der Wissensvermittlung darstellt.